

Zweierlei Ansichten

Autor(en): **Ehrlich, Alois**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **42 (1916)**

Heft 17

PDF erstellt am: **26.04.2021**

Persistenter Link: <http://doi.org/10.5169/seals-448778>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zweierlei Ansichten

Was meint ihr: Friedenstauben seien Vögel?
„Ja, ja, gewiss — so denkt man in der Regel!“
Je nun: man kann die Sache so und so beraten;
Ich glaub', die Friedenstauben seien Diplomaten,
Die sich zu jedem Friedensworte stellen,
Wie Leute mit geplatzten Trommelfellen;
Die sich verstopfen ihre Eustach-Röhren
Mit Leberwürsten, Hadern oder Möhren;
Kurzum: die tun, als ob beim Wörtchen Friede
Ihr Hörvermögen schmerzlos, sanft verschiede.

22. April 1916

Herr Noah . . .

Er war ein Sünzfänger, als ich seine sonderbare Bekanntheit machte. Es war in einer Sommerfrische. Wir lebten, eine durcheinandergewürfelte Gesellschaft, in einem Höhenluftkurort zweiten Ranges. Unter den vielen Gästen meines Hotels war ein Mann, der mit seinem bürgerlichen Namen Heinke hieß, das einzig Interessante oder eigentlich — Störende — in jener rundervollen Bergeinsamkeit. Die übrigen Kuranten ödeten teils sich selbst an oder sie verstummten in der grandiosen Umgebung und fielen darum nicht auf. Aber dieser Herr Heinke, Pelzwarenhändler aus Berlin — er saß übrigens an der Table d'hôte neben mir — fiel gleich am zweiten Tag nach seiner Ankunft so sehr auf, daß wir, das heißt — meine engere Tischgesellschaft und ich — beschlossen, diesem Manne unsere Aufmerksamkeit zu schenken, soweit er derselben sich würdig erweise.

Herr Heinke war eigentlich Vegetarier, aber er konnte auch das Fleisch, wenn es appetitlich gekocht war, recht gut schmecken. Wir hatten unsere Freude an ihm, wie er Hammelbraten verzehrte, und wenn es Wiener Schnitzel gab oder Ragout, dann leuchtete sein verwelktes Gesicht so jugendlich! Seit er an unserm Tisch saß, war es Trumpf, daß man seine Meinung über das Essen abgab, und wenn Herr Heinke sagte, es sei gut, dann war es gut.

Er akklimatisierte sich rasch. Wir gesellten ihm. Eines Tages nahm er mich beiseite — es war just nach dem Café — und raunte mir ins Ohr: „Sie sind ein Dichter?“ — Er hatte es im Fremdenbuch gelesen.

„O,“ sagte er, als ich beschämt lächelte, „ich verstehe das. Ich habe auch einmal Verse gemacht.“

Eine schwüle Bagnis stieg mir zu Kopfe, ich wollte etwas sagen, aber Herr Heinke meinte jovial: „Lassen Sie es gut sein. Wir

sprechen uns später mal darüber aus. — Das war am dritten Tag.

Wir haben uns nie darüber ausgesprochen. Aber eines Abends, nach einer Sonnenkur, saßen wir mit glühenden Körpern auf der Terrasse, tranken Wein und waren sehr ausgelassen. Das Grammophon spielte, ein süßes Mädel aus Bozen sang Lieder von Lieb und Leid und ein Schweizer jodelte. Es echote unten im Tal und drüben in den Wäldern. Wir schäumten voll Glück und Jugendkraft und der Wein war so gut! Da war es über Herrn Heinke gekommen, keiner mußte recht wie, aber er war da. Er hatte sich in seiner nordischen Schlankheit erhoben, seine Augen blühten magisch, er reckte seine Glieder, holte Atem, strich mit der Hand durchs Haar und sang an. Ja, was sang er an? Er rezitierte ein Gedicht oder ein Couplet oder eine Ode von Noah, über Noah und an Noah, den Propheten. Als er fertig war, verneigte er sich und wir klatschten. Ja, wir klatschten, was das Zeug hielt. Wir mußten doch unsere Verlegenheit zusammenklatschen. Denn — jetzt mußten wir's: Herr Heinke war ein Solendichter. Er hatte eine schweizerische Ode auf den Heiligen gemacht, genial schamlos und mit dem Unterton Berliner Gassenhauer. Wir mußten uns auf weitere Aufzettelungen ähnlicher Art gefaßt machen. Herr Heinke, sagten wir — nein, so was — kicherten einige Damen, die es gern gehört hatten — „Herr Heinke, Sie hätten ans Theater gehen sollen.“

Aber das war ein Stillfehler von uns. Herr Heinke war beleidigt. Der Pelzwarenhändler in ihm hatte sich betroffen gefühlt. Er hüllte sich in eisiges Schweigen. Aber er mußte und sah es gern, daß wir ihn seither nur Herr Noah nannten.

Auf jenen Sommerabend folgten einige Regentage und Herr Noah war nicht vom Spieltisch wegzubringen. Bei Tisch war er einflüchtig. Wir versuchten alles, ihn aufzuheitern.

Es war wieder mal nach dem Kaffee. Herr Noah saß in sich geknickt auf seinem Stuhl. Ich nahm ihn am Arm und wir setzten uns in eine entfernte Ecke des Salons.

„Was ist Ihnen denn?“ fragte ich an.

Herr Noah seufzte.

„Haben Sie Verluste bei der Börse?“

„Nein — nein,“ sagte er. „Aber wissen Sie, was mir letzter Tage passiert ist?“

Ich hatte natürlich keine Ahnung.

„Eine Dame, hier, aus unserer Gesell-

schaft, hat mich — wissen Sie, was sie gesagt hat —?“

„Bitte, reden Sie, Herr Noah!“

„Sie hat gesagt, ich hätte eine große, frappante Ähnlichkeit mit dem Hauptmann von Köpenick! Am Ende glaubt sie noch, daß ich ihn wirklich bin,“ fügte er mit trostloser Resignation hinzu.

Nun sah ich mir Herrn Noah zum erstenmal genauer an. Ich fixierte ihn, prüfend, ob die Beleidigung, die er erfahren, berechtigt, d. h. auf Tatsachen beruhen könnte. Er machte eine hilflose Physiognomie in dieser Minute.

„Herr Noah,“ sagte ich, „Sie haben schon eine gewisse —“ Entsetzlich. Der Mann tat mir leid. Ich litt für ihn. Aber da war nichts zu ändern. Es stimmte; er hatte so ein Gesicht.

„Ich verlasse morgen das Hotel. Ich reise ab,“ sagte er zerknirscht.

Und Herr Noah mußte abreisen! Denn jene Dame hatte es schon überall herum erzählt, das mit dem Köpenickgesicht.

Herr Noah mußte aber die Kur fertig machen. — Seine treuen Freunde im Hotel, er hatte welche, rieten ihm, einfach das Haus zu wechseln. So zog er höher hinauf, wo es billiger war und sogar noch vegetarisch. Wir hörten nicht mehr viel von ihm. Dann besuchten wir ihn einmal. Die Gäste unten gaben uns Grüße mit für Herrn Noah.

Wir fanden ihn in einem bemitleidenswerten Zustand. Er war abgemagert, gelb und glöhte wie ein Irre. Sicher war er verrückt geworden, dachten wir.

Aber er lächelte bald wieder, servierte Cherry und Limonade.

„Wie geht es, Herr Noah?“ fragten wir. Seine Augen hellten sich auf bei dem Wort Noah. Er erinnerte sich.

„O, ich dichte wieder,“ hauchte er dann und zog Papiere aus der Tasche. Es war Lyrik, Primanerlyrik. Wir dankten und gingen.

In unserm Hotel wurde es langweilig. Viele Gäste waren abgereist. Wir sehnten uns nach Unterhaltung. Da hatte einer einen Einfall: „Noah könnte mal herunter kommen.“ Wir telephonierte ihm. Aber dort hieß es, Herr Noah — alias Heinke — sei längst — abgereist.

Bei näherer Nachforschung erfuhren wir noch folgendes: Herr Noah hatte eine Dame kennen gelernt. Die las seine Gedichte. Vergötterte ihn! Dann sah man sie immer zusammen. Und schließlich reisten sie beide ab. Der unheilige Noah hatte eine Frau gefunden!

22. April 1916

Champagne Strub